

1. Wir sind, was wir sind, durch unser Verhältnis zu anderen. George Herbert Mead

Wir sind ein Universum. Wir bestehen aus Bahnen und geschlossenen Kreisläufen, aus Sehnen und Muskeln, aus Adern und Arterien. Wir sehen die Welt aus unseren eigenen Augen, hören sie mit unseren eigenen Ohren, verstehen und begreifen sie durch unseren eigenen Geist. Ein im Kopf erzeugtes Bild gehört, zumindest vorläufig, nur eben dem Kopf, der es erzeugt oder wiedergegeben hat. Wir könnten eines sein mit uns und in uns. Sind wir aber nicht.

Geistiges Eigentum, gefangen im Bewusstsein des Einzelnen, kann nichts bewegen. Ein Gedanke ohne Worte, unbekleidet sozusagen, ohne den tragenden, schützenden Mantel der Sprache, die ihn nach außen transportiert und ihn vom ureigenen Impuls zum objektivierbaren Werk macht, dieser nackte Impuls existiert faktisch gar nicht. Nicht einmal in uns existiert er wirklich, denn was sich nicht in Worte kleiden lässt, lässt sich auch nicht in Gedanken kleiden. Er ist nicht festmachbar, vielleicht wahrnehmbar, aber dennoch befindet er sich auf einer nicht zuordenbaren Ebene des Bewusstseins des Individuums. Er ist gefangen im Käfig der persönlichen Wahrnehmung. Entfalten kann er seinen Sinn und seine Kraft erst im Austausch. Im Innersten sind wir für uns, gefangen im Verlies der Sinne, das wir Körper nennen, das unsere Sinne trägt, aber allein nicht versteht. Das unsere Bilder bringt, aber nichts sieht.

Glücklicherweise kennt der Mensch aber die Wärterin dieses Verlieses. Sie heißt Sprache. Die Sprache eint uns mit dem anderen, wenn dieser auch oft nicht verstehen mag, was gemeint ist, so bietet sie uns dennoch die Möglichkeit, uns zu erklären. Die Sprache gewährt uns gedankliche und seelische Freiheit, solange wir sie als Instrument nur richtig einsetzen können. Die Sprache definiert nicht nur, was wir sagen wollen, sondern auch, wer wir sind, indem sie uns in erster Linie gleich macht, weil sie jedem dieselben Worte anbietet, und uns in zweiter Instanz unterscheidet, hinsichtlich der Worte, die wir für uns aus dem Angebot nehmen. Die Sprache unterscheidet den Rohen vom Sanften, den Kriegerischen vom Friedlichen, den Glücklichen vom Melancholischen.

Die Sprache ist unser ausgestreckter Arm zum objektiven Selbst und zum anderen, die Verbindung vom Ich zum Du. Diese Verbindung ist lebensnotwendig. Kein Mensch ist eine Insel. Wir sind, bis auf wenige Ausnahmen, alleine niemals ganz. Dies sagt schon Platons Kugelmenschengeschichte, die er Sokrates in den Mund legt. Am Anfang war der Mensch ein Kugelwesen, bestehend aus zwei bewussten Teilen. Sie waren zusammen so stark, dass sie in den Olymp wandern wollten, um die Götter zu stürzen. Zur Strafe teilte Zeus sie in zwei Hälften. Später richtete er ihren Kopf so, dass sie sich vereinen konnten, im Geschlechtsverkehr, und so ihre Einheit, zumindest für kürzere Zeit wieder zu erfahren vermochten.

Unser starker Bezug zur Gruppe ist auch Teil unseres Erfolges als Spezies. Nur die Bildung von kräftigen und intelligenten Minigesellschaften, mit Arbeitsteilung und Organisation

ermöglichte dem Menschen das Denken über das nackte Überleben hinaus. Marcuse beschreibt in seiner Triebstruktur der Gesellschaft die Ananke (gr. Zwang), die den Menschen an die Gesellschaft bindet, die ihn unterdrückt und zähmt, aber im gleichen Maße auch beschützt und erhält.

Verschiedenste Regeln leiten uns durch das zwischenmenschliche Gewirr, das entsteht, wenn mehrere Individuen aufeinander treffen. Wir werden erzogen und die höchste Maxime der Erziehung ist Anstand. Damit ist der Nutzen gemeint, dem man dieser Gesellschaft beizuführen im Stande und willens ist. Da wir nun von Kinderbeinen an im Bezug auf die Masse erzogen werden, um uns selbst und unser System zu erhalten, verlieren wir leicht unser Selbst.

Wer bin ich?

Diese Frage leitet den Menschen durch sein Leben. Die Frage nach sich selbst ist die Frage nach dem Sinn, nach dem Soll, nach dem Tun, nach jeglicher Bedeutung. **Wir sind ein Universum**, das heißt, dass wir alles beinhalten, was uns umgibt. Die Ich-Ebene ist der ureigenste Ausgangspunkt im Bezug auf Erkenntnis und Wahrnehmung. Wir bestehen zu einem großen Teil aus dem, was wir sehen, fühlen und verstehen. Die Außenwelt hat also zweifelsohne einen immensen Einfluss auf unser Innerstes. Und trotzdem kommen die Essenz und das Verständnis für unsere Person, wie ich glaube, aus dem Tiefsten unserer selbst.

Wenn Mead schreibt, dass wir sind, was wir sind, allein durch unser Verhältnis zu den anderen, hat er im gesellschaftlichen Sinne wohl recht. Ein Arzt ist ein Arzt, weil der den Patienten behandelt. Diese Aussage ist keineswegs neu, schon Hegel sagt, der Herr ist Herr, weil der Knecht, Knecht ist. Und doch gilt diese Aussage nur in einem vergleichsweise winzigen Aspekt unseres Ich-Universums. Die Rolle, die wir in der Gesellschaft spielen, mag oberflächlich gesehen, viel bedeuten, aber sie ist gewiss nicht alles. Der Herr ist vielleicht Herr über einen Knecht, aber das macht noch nicht sein Leben aus. Was ihn leitet und treibt, was ihn beeinflusst und beschäftigt, sein Charakter, seine Seele bleiben höchstens sekundär beeinflusst von seiner gesellschaftlichen Funktion. Die Frage „Wer bin ich?“ ist weitaus größer und unendlich viel komplexer, sie beschränkt sich nicht auf Rollen und Verteilung, sie dringt tief ein in den menschlichen Verstand, der dabei herausgefordert ist, sich selbst zu begreifen.

Wäre die einzige Definitionsmöglichkeit unserer selbst die über einen anderen, so würde sich unsere Identität in einem leeren Raum bereits in Luft auflösen. Gesellschaftliche Rangordnungen und Gruppendynamiken geben uns teils wenig Raum zur Selbstentfaltung. Oft wird uns im Sinne der Systemerhaltung vermittelt, wir seien nur das, was wir vor den Anderen sind. Diese Einstellung entkräftet die Absolutheit der Daseinsberechtigung jedes Einzelnen, die von Grund auf und von allem Anfang an prinzipiell gegeben sein muss. In gewisser Weise ist diese Aussage

dennoch wahr, denn wie vorher festgestellt, existiert nur das wirklich, was wir teilen können, was wir vermitteln können, was Eingang in den Verstand anderer findet. Wir spiegeln uns selbstverständlich durch die Augen derer, die uns betrachten und begleiten. Ein weiterer Grund übrigens, warum die Liebe lebenserhaltend ist. Sich selbst durch die Augen eines Liebenden zu sehen, erschließt neue Wege zu einem positiven Selbstbild, eröffnet neue Pforten zu dem, was erreichbar, was machbar, was möglich ist. Wir spüren uns, da wir durch die Augen Anderer wahrgenommen werden. Wir fühlen an ihnen und deshalb in uns. Es ist das Wörtchen „nur“, das die Aussage von Grund auf falsch macht. Es degradiert das Individuum zum Schoßhund der Gesellschaft und macht es abhängig von nicht lenkbaren, teils unfairen und manchmal schlecht verteilten äußerlichen Bedingungen. Es unterschätzt die unbändige und schaffende Kraft des Ichs.

Es wäre zu flach, zu dumpf, zu undifferenziert, anzunehmen, dass die Gemeinschaft der einzige Maßstab unserer Existenz sei. Die Reibung an und der fließende Übergang zu Anderen können uns nur Facetten unserer Person näherbringen. Das Ich kann sich nicht nur durch das Du definieren. Ein Wort oder Ding definiert sich niemals nur durch sein Gegenteil. Wenn doch, fehlen vermutlich nur dem Betrachter die richtigen Worte, wie es wohl Mead in diesem einen Satz passiert ist (wie wohl der Fairness halber gesagt werden muss, dass eine solche Frage kaum in einem einzigen Satz zu beantworten ist).

Jedes Ding besitzt für sich und an sich eine Beschaffenheit. Genauso das Ich. Es liegt dem Begriff zu Grunde, dass dieser eine eigene Charakteristik aufweisen kann. Ein Ding, das nichts hat oder nichts ist, wenn man es isoliert betrachtet, existiert schlichtweg nicht.

Deshalb ist die Aussage Meads nicht unbedingt als falsch zu bezeichnen, sondern eher als unzureichend. Zeig mir deine Freunde und ich sag dir, wer du bist. Diese Geisteshaltung ist Baustein für die Mauern einer feigen Schamgesellschaft, in der das Individuum sich verzweifelt nach der Anerkennung des Kollektivs streckt und biegt, um sich so seine Daseinsberechtigung zu verdienen. Ein Raum, in dem nur das zählt, was der andere denkt. In dem jeder einzig durch Ansehen, Ehre und Eigentum bzw. Kriegserregenschaften glänzt. In der Antike, vor allem im antiken Griechenland, galt die Ehre vor dem Anderen als höchstes Gut des Subjekts. Ajax tötet sich in der Ilias selbst, nur weil er durch die Götter in Rage gerät und so seine Ehre von den Kameraden verliert. Seine Daseinsberechtigung ist, nach antikem Gedankengut, im Moment der Schande vollends aufgehoben und kann einzig durch den Selbstmord wiederhergestellt werden. Niemand möchte in einer solchen Welt leben, viele sehen sich dazu verpflichtet.

Die Frage „Wer bin ich?“ ist als eine der elementarsten Fragen der Menschheit eine Glaubensfrage. Wir können sie biologisch mit Gentheorien und psychologisch mit dem Einfluss der Erziehung beantworten. Sie ist also eindeutig eine Synthese aus der

Beziehung des Subjekts zum Objekt und aus der Beziehung des Subjekts zu sich selbst. Dabei erkennen aber beide:

Das Ich ist ein Universum, wer es ganz begreift, muss allwissend sein. Der, der es zu erklären sucht, muss damit rechnen, immer wieder mit leeren Händen vor einem tiefen Rätsel zu stehen.

Die Philosophie hat aber meiner Meinung nach die Aufgabe das Ich aus den Ketten der Normen und Gesetze über den Tellerrand hinaus zu befreien. Sie muss Bewusstsein schaffen für das Wesentliche. Sie vermag es, den Menschen aus der fragenden Untätigkeit in die Verantwortung und Aktion zu führen. Dabei dürfen die Bahnen der Reflexion den Weg zum **Eigentlichen** nicht versperren.

Die Freiheit der Gedanken, die Freiheit des Handelns, die Freiheit der Seele muss gewährleistet werden, durch den festen Glauben an das Selbst und durch den Mut zum Individualismus, das ist das **Eigentliche**. In Anbetracht dieser Tatsache ist es sehr sinnvoll, das „**Wer bin ich?**“, welches für den Menschen unberührbar scheint, zu übersetzen in eine Frage, der wir Folge leisten können, nämlich dem „**Wer will ich sein?**“

Wer ich sein will, was ich bewirken kann, was ich tun will, was ich verkörpern will, all das sind Fragen, auf die wir Antworten suchen und finden können. All das sind Synthesen aus dem Ich und dem Du - aber entscheidend ist, dass das Ich allein darüber bestimmt, wie sie zu beantworten sind. Es sind Fragen des Willens, Fragen der Überzeugung, Fragen der Individualität, die unser Leben erfüllen. Sie sind der Wind in unseren Segeln und die Federn unserer Flügel, der Leim für unsere Gedankengebäude, die Pflastersteine für unseren Weg.

Was mich leitet, was mich treibt, die Lust, die Sehnsucht, das Wissen, das Verlangen, die Kunst, der Geist sind die Samen, aus denen die großen Werke der Geschichte wachsen. Sie alle entstehen in einem Ich und gehen, wenn veröffentlicht und verstanden, in ein anderes Ich über. Der Einfluss des Du, des Objekts ist wichtig und unabdingbar, aber er allein bringt uns nicht zur Einsicht. Entfaltung und Freiheit, Kreativität und Idee bedeutet, die Befreiung aus der Unmündigkeit. Das Ich erklärt sich bereit zur Gestaltung, in dem Moment, in dem es seine formende Kraft begreift und die Notwendigkeit, ja die Verantwortung zur Selbstbestimmung erkennt.

Wir können sein, was wir sein wollen: Freie Wesen, die die Welt in der sie leben, durch individuelle Kraft verändern und formen, verbessern und gestalten können.

Der Mensch erschafft sich selbst.